

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 78.

Samstag, 19. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

25. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Oft genug aber weiß niemand, wo er ist, nicht Ottilie, noch der Vater. Drunten in der Stadt, nahe der Hofkirche zu Sankt Jakob, hat Oberkonsistorialrat Peucer seine Wohnung — dort steigt August jetzt oft die ausgestretene Treppe empor, und die beiden Männer sitzen, in Gespräche vertieft, zusammen. So, wie nach einem schweren Schlag gegen den Kopf, ist August ein Summen im Ohr zurückgeblieben, eine Stimme summt darin, es ist dieselbe Stimme, die damals, in der Nacht vor dem Brande des Theaters, als er trunken die Straße entlanggetaumelt, zu seiner Seele gesprochen: Wie gut sind die daran, die einen Gott haben! . . . Gott! — Er hat dies Wort lebenslang nur in der Mehrzahl gekannt, wie es ihm aus dem unendlichen Sprachschätze des Vaters immer wieder entgegengesungen ist. Nun fragt er nach Gott — dem alleinigen Gott. Und während der Oberkonsistorialrat in seiner feinen, weltläufigen, allem Pastoralen fremden Art von den Wegen spricht, auf denen ein vom Schicksal zerstoßenes Herz ihn suchen und finden kann, und von den Gnadenmitteln, die die Kirche dem aufrichtig Suchenden bereit hält, sieht August immer das kleine Bild vor Augen, das ihm der Vater vor Jahren, als das „Schiffchen“ ausgestattet wurde, aus seiner Sammlung überlassen, und das lange, kaum beachtet, in seinem Zimmer gehangen hat: Christus, sein Kreuz tragend. Einmal holt er es aus der dunklen Ecke hervor und hängt es an einen besseren Platz, ins Licht, den Napoleon-Erinnerungen gegenüber, so daß er es vom Schreibtisch aus gerade betrachten kann. Er geht gern zu Peucer, die angenehme Art des viel älteren, Glauben und Weltfreude so glücklich vereinigenden Mannes zieht ihn an; immer mehr bohren sich ihre Gespräche in das eine hinein, wonach seine Seele lechzt. Er fühlt, daß er den Weg, den er jetzt geht, schon manchmal, unwissend, überquert hat: wenn er daheim seine beiden Knaben auf dem Knie hielt und ihnen die fromme Geschichte erzählte, die das Bild darstellt — wenn er am vorletzten Christabend ihnen von der Geburt des Heilandes erzählte und seine Stimme dabei in einer unerklärlichen Ergriffenheit schwankte. Manchmal denkt er: Was würde der Vater sagen, wenn er mich auf diesen Wegen sähe — der Vater, der in einer ganz andern Welt lebt, in antiken Vorstellungen, wie er sie in der nun fertig gewordenen „Helena“ so herrlich lebendig gemacht, der jetzt seines reichen Lebens an den Tischen der Griechen geschnauzt? Aber er schüttelt den Kopf, er fühlt, daß ihm alles das jetzt nichts mehr sein kann, daß er nach einem andern Trostbecher verlangt. Was soll ihm eine Welt bedeuten, deren bunte Gestaltensfülle nur die Freude kennt? Unwiderstehlich zieht es ihn zu jener andern Welt, die das Leiden heilig gesprochen hat. Alles Leiden, und also das seine auch.

Es ist gut, daß Holtei kommt . . . Karl von Holtei aus Berlin, ehemals Schauspieler, trotz seines schlesischen Adelstitels, jetzt Theaterdichter und reisender Rhapsode, vor allem aber lustiger Kumpan, ein wenig burleskos und berlinerisch, doch das ist nur die rauhe Schale, hinter der ein herrlicher Kern steckt. August kennt ihn schon von früher her, da er in der Residenz Vorlesungen dramatischer Werke veranstaltet hat: der Kanzler und die Hofrätin Schopenhauer haben damals die Zuhörer gesammelt, Holtei hat an einem Abend des Vaters „Faust“ vorgetragen und stürmischen Beifall gefunden, auch Augusts Beifall. Daß er nun wiederkommt, ist gut. All die Tage, die August mit ihm verbringt, hat er das stark beglückende Gefühl, sich aus dem Bogenrand des allgemeinen Schiffsbruchs wieder auf die Planke eines festen und festlichigen Fahrzeugs gerettet zu haben: soviel Festigkeit, Mut und Lebenssicherheit geht von dem umgetriebenen Holtei aus. Der hat auch schon allerlei erlebt, was nicht heiter ist, aber es sieht ihn wenig an: die Frau ist ihm gestorben, die Existenz ein paar mal in Scherben gegangen — was tut's? Er baut, flüchtig zimmernd, rasch eine neue . . .

Holtei kommt oft ins Haus, der Vater empfängt ihn gern, weil er immer Neues und Interessantes bringt und es artig vorzutragen weiß — auch dieser Fremde aus dem Norden ist ihm, wie alle andern, die hier einsprechen, ein offenes Fenster, durch das er in die Welt blickt. Holtei kommt auch oft an Ottiliens Teetisch im „Schiffchen“, wo jeder Fremde doppelt willkommen ist, seit die Engländer sich so spärlich einstellen. Und August begleitet ihn auch dorthin, weil er das Gefühl hat, keine Stunde seiner Gegenwart verlieren zu dürfen, in jeder sich an diesen Menschen klammern zu müssen, dem er sich so tief verwandt fühlt. Oft denkt er: Wenigstens wie dieser hätte ich werden können! So frei, so heiter, so humorvoll, so allen Menschen angenehm! So lebenssicher, so maßvoll ohne Dummäuserei! — Es ist noch nicht zu spät! denkt er und schließt sich enger und enger an den Freund und bequemt sich seinem Beispiel an: schlägt nicht über die Stränge, wenn sie beim Wein sitzen, kommt nicht des Nachts bezechet nach Hause, ist umgänglich mit jedem und manchmal sogar heiter. Holtei hat ein neuerfundenes Musikinstrument mitgebracht, eine Harmonika, die man mit den Lippen spielt, an der findet August großes Vergnügen, so daß der Freund sie ihm überläßt. Oft genug horcht der Vater drunten bei seiner Arbeit auf, wenn aus dem „Schiffchen“ die dudelnden Töne bringen. Manchmal spielt August auch am Teetische etwas vor, was er sich eingeübt. — Holtei muß dann immer lachen, er empfindet den Freund wie einen Tanzbären. Ottilie ist Holtei dankbar, sie spürt den guten Einfluß, den er auf August ausübt; und als Holtei eines Tages, sehr vorsichtig, wie man sich auf dem Parkett dieses großen

Hauses bewegen muß, mit dem Plan und eigentlichen Zweck seiner Reise herausrückt, da sagt sie ihm freudig ihre Unterstützung zu: Holtei als Direktor des Hoftheaters — ja, das wäre in jedem Sinne ein Gewinn! Freilich, der Schwierigkeiten sind viele, sie wird viel List und Diplomatie aufwenden müssen . . . aber wie gut wäre ein solcher Freund in Augusts Nähe! Ihr beherrschender Geist findet die Formel für Holtei: nicht zuviel besser als August, und nicht zuviel bedeutender als er, dabei ein gründlicher Kenner des Lebens und der Menschen: gerade der Rechte, um August am Rande des Abgrunds zurückzuhalten . . .

Es ist auch gut, daß die beiden Polen kommen, das sonderbare exotische Freundespaar, das auf der Reise nach Italien begriffen ist und hier Station macht, um im Hause am Frauenplan in Audienz empfangen zu werden: Dobniewicz und Mikiewicz — wer kann die Namen aussprechen und gar behalten? Man nennt sie einfach Pole Nummer eins und Pole Nummer zwei! Sie lassen sich's gern gefallen, obwohl Monsieur Adam Mikiewicz ja eigentlich eine Respektperson ist und in der steifen Welt des ersten Stods auch als solche empfangen wird: Polens berühmtester Dichter, der das Epos von Tadeusz Kosciuszko schrieb, dem Nationalheiligen der geknebelten Nation, für die rings in Europa jetzt die Herzen nicht minder glühen als vor ein paar Jahren für das unterdrückte Hellenenvolk. Und da er ein Pole ist und ein Patriot von reinsten Flammes dazu, so ist sein Herz auch voll von erhabener Schwärmerei für den Kaiser, der Polen die Ketten abnahm, und was könnte besser mit Augusts Herz zusammenklingen als ein Herz, darin für Napoleon ein Altar errichtet ist?! Viele Stunden sitzen sie in Augusts Stube unter den Reliquien, trinken Rüdeshheimer und rauchen Zigarren — August trinkt und raucht mäßig, Bogels Mahnung eingedenk: was braucht er den Rausch des Weines, wenn seine Seele im heiligen Rausch der „Alten Garde“ glüht?! Die Polen tragen ihre Begeisterung für den großen Kaiser auch in Ottiliens Kabinett hinüber — aber da kommen sie schlecht an! Der korrumpierte Feuerstein und der preußische Stahl schlagen aufeinander, daß die Funken sprühen — und die Liebe zu allem, was englisch ist, bläst obendrein ins Feuer! Doch August beteiligt sich nicht an diesen leidenschaftlichen Disputen, wie er es früher immer mit Heftigkeit getan, er läßt den Fremden das Wort, er verhält sich still und liebenswürdig, spottet nur ein bißchen über die vielen Engländer, die sich vor kurzem noch wie ein Heuschreckenschwarm über die Stadt gestürzt hatten und hier soviel Unheil angerichtet, soviel Trauer zurückgelassen haben. Heuschrecken? Nein, der Vergleich sei grundfalsch, lacht er: viel eher müsse man die Herren von der britischen und irischen Insel und aus Schottland mit langbeinigen Störchen vergleichen — und er stellt die Fingerspitzen auf den Tisch und ahmt das Schreiten und Waten der Störche nach — ja, mit Störchen, etwa im Schlamm des Nils, unsre Fräuleins dagegen mit Fröschen, die aus dem Weimarer Sumpf die Köpfe heben: „Nimm mich, nimm mich!“ Er lacht dazu, auch die Polen und Holtei lachen herzlich; aber Alle geht gesenkten Kopfes hinaus, und Ottilie sagt: „Si donc, August!“, und die schöne Jenni sagt: „Incorrigible!“ Aber das macht nichts, er ist lustig und guter Dinge, solange die Gäste bleiben — und Gott sei Dank bleiben sie noch ein Weilchen, bis nach des Vaters achtzigstem Geburtstag . . .

Zwar der Vater ist entwichen, er hat sich, auch diesmal wieder, allem entzogen, wie er es gern tut, er sitzt auf der Dornburg, zwischen Blumengärten und üppig polthängenden Weinpalästen, und beschäftigt sich mit seiner alten Liebhaft, botanischen Betrachtungen des Barometerstandes und der großen Wolkengebilde, die über das Saalethal ziehen; aber daheim zeigt sich, auch diesmal wieder, wie sehr alle Welt ihn liebt, August und Ottilie haben die Hände voll zu tun, die Besucher zu empfangen, die Briefe und Gaben zu ordnen, die von überallher einströmen. Achtzig Jahre! denkt August: es ist genau das Doppelte seiner Lebensspanne. Wird das Schicksal ihm noch vierzig Jahre schenken, um gutzu-

machen, was er bisher schlecht gemacht? Ach, was will es, daß Gott Sühne und Besserung fordert, wenn er im Herzen doch den Wurm fortfressen läßt, der langsam den Lebensfaden zerschneidet? — Er wünscht sich plötzlich, alt zu werden, eine starke Sehnsucht nach reinem, lauterem Leben brennt in ihm . . . Abends ist ein Herren-Essen im „Erbsprinzen“, neunzehn einheimische Herren haben sich mit dreizehn auswärtigen vereinigt, den Geburtstag der hochverehrten Excellenz zu feiern, es gibt Festgedichte, Adressen, Reden; das Ganze ist wie eine freudige religiöse Familienfeier, alle wenden sich zu August, als dem Repräsentanten des Vaters, und er dankt in einer wahrhaft kindlichen Rührung und geht sogar, heimgelehrt, in Ottiliens Zimmer und an ihr Bett, um ihr alles zu erzählen.

Am nächsten Morgen reisen die beiden Polen, reisen über die Schweiz nach Italien. Sie müssen versprechen, aus Rom zu schreiben. „Nächstes Jahr komme ich auch dahin!“ sagt August — er erschrickt jählings, das hat er ja gar nicht sagen wollen; welche Stimme hat da orakelhaft aus ihm gesprochen?!

Als auch Holtei, der fröhliche, geschieden ist, muß August sich wieder legen. Wochenlang liegt er. Es ist, als habe der eine furchtbare Anfall jener Nacht allen in ihm schlummernden Krankheiten, den Bleibseins eines allzu wilden Lebens, den Schlagbaum geöffnet und den Freipaß gegeben, auf ihn einzustürmen und raubtiergleich an ihm zu fressen. Er steht wohl bald wieder auf und tut seinen Dienst. Aber als der Winter kommt, erkältet er sich und liegt lange mit einer bössartigen Lungenaffektion, von der schweres Asthma zurückbleibt. In guten Stunden kommen die beiden Knaben an sein Bett, richten sich dort mit ihrem Puppentheater ein, führen kleine Schauspiele auf, die sie selber gedichtet haben. Manchmal läßt er sich auch die kleine Alma in ihrem Steffchen bringen, hält sie auf dem Schoß und sieht lange in ihr Gesichtchen, das so gar nicht den Gesichtern der Brüder gleicht. Aber lieblich ist es, und sein Herz ist ruhig bei dem Anblick, und er gibt das Kind mit einem freundlichen Lächeln Ottilie zurück.

Manchmal liegt er des Nachts in einem lodernen Schlummer, der tiefe, feste Schlaf will sich nicht einstellen, Bilder, halbe Träume besuchen ihn: er sieht sich wieder als Kind, wie er sein kleines Gärtchen, drüben im Garten am Stern, mit Rechen und Hacke von Laub und Unkraut reinigt, wie er an einem heißen Junitage im Hausgarten in einem Brühfasse badet, wie ihm der Vater aus einem großen Kürbis einen bösen Männerkopf macht, der mit seinen feurigen Augen und seinem weiten Maule sehr furchtbar aussieht, wie er seine Vögelchen in den großen Bauer mit dem Türmchen setzt, den ihm die Legationsrätin Bertuch geschenkt, wie der Herr Nikolaus Meyer, Mutters liebster Tänzer, ins Haus kommt und viele Geschenke mitbringt: silberne und kupferne französische Münzen und einen hübschen Stein und Haare aus dem Maule des Walfisches, wie der kleine Karl Schiller vor dem plötzlichen Medern einer Ziege so erschrickt, daß er schnell wegläuft —

Aber allmählich zerrt das viele Kranksein an seinen Nerven. Er kann wieder aufstehen, doch er fühlt sich elend; nur mühsam beherrscht er sich, meist nur, wenn der Vater dabei ist. Einmal, nach Tische, setzt sich der eifrig-jährige Walter im blauen Salon an den Flügel und spielt ein kleines selbsterfundenes Stück: er hat soviel musikalisches Talent, der Junge — alle sagen es. Als er fertig ist, findet der Vater, der wohlwollend zugehört, August in seinem Sessel, den Kopf tief auf der Brust, in Tränen aufgelöst. Er sieht gedankenvoll auf ihn nieder und geht dann schweigend in sein Arbeitszimmer. Nach einiger Zeit klopft Stadelmann oben an Ottiliens Thür und bittet sie zu Seiner Excellenz herunter.

(Fortsetzung folgt.)

Minnespiele der Gefiederten.

Von Edmund Scharein.

Wenn des Frühlings erste tastende Boten sich zeigen, wenn lebenswackende Stürme durch noch winterfahle Walddesallen brausen und von den Hängen die Schmelzwasser zu Tal stürzen, sieht das Liebeswerben der Gefiederten ein. Verschiedenartig sind ihre Minnespiele, und verschieden ist auch der Zeitpunkt ihres Werbens.

Da sind einige, die haben es eilig mit der Liebe, um von den Zugvögeln nur die Waldschneppen zu nennen. Sobald sie von weiter Reise über Meere und Gebirgszüge in ihren Sommerherbergen angelangt sind, gründen sie unverzüglich die Familie. Und so gilt denn dem Jäger dieser Vogel seit alters als untrüglicher Frühlingsbote. Blüht der Sirius auf, der sogenannte Schnepfester, beginnt die Schnepse gewöhnlich mit dem Strich. In eulenartig-weichem Fluge zieht sie über noch winterfahle Wipfel und läßt dabei absonderliche Laute hören. Auch das „Stechen“ zweier Schnepfen während des Fluges, ein Lustkampf, den die beiden Nebenbuhler mit ihren Schwingen und Stechern austragen, ist in gut besetzten Revieren kein ungewöhnliches Bild.

Noch zwei andere Schnepfenarten zeichnen sich durch absonderliche Balzspiele aus: die mittlere Sumpfschnepse, die Heerschnepse und der Kampfläufer. Die Heerschnepse zeigt ein so auffälliges Gebaren, wie wir es in der ganzen Vogelwelt zum zweiten Male nicht zu beobachten Gelegenheit haben. Einmal fesselt ihr ungehämmerter Flug und zum andern ihr charakteristisches Medern, das täuschend ähnlich den Stimmlaut der Ziege wiedergibt, weshalb der Volksmund sie Himmelsziege genannt hat. Aber die Ursache des Mederns der Befassenen ist in Jahrzehnten hin und her gestritten, ohne daß es bis heute gelungen ist, sie völlig zu klären. Der reizende Flug unter sich ständig wiederholendem Steigen und Fallen, das weithin schallende Medern — das ist von schier padender Wirkung auf den Naturfreund. Es ist, als wolle der ungehämmerter Flieger das noch winterfahle Moor wecken aus seinem Schläfe. Und der Sinn dieses Gebarens? Es kommt dem werbenden Männchen, das hoch über dem in fahlen Büschen hockenden Weibchen seine Flugkünste zeigt, darauf an, ihm sein liebedürftiges Verlangen kundzugeben und den Aufenthaltsort der Begehrten zu ermitteln.

Ganz anders benimmt sich der Kampfläufer, der in unserm Vaterlande fast nur im Küstengebiet heimisch ist. Die zu dieser Zeit durch einen felsen Halsstragen gezerrten Männchen halten untereinander Kampfspiele ab, die einer gewissen Komik nicht entbehren. Aber so heftig sie auch aufeinander losprallen, so oft sie nach kurzer Pause auch zu neuem Gang antreten — die ganze Angelegenheit ist doch nur harmloser Natur. Erhebliche Verletzungen können sich die kleinen Streiter nicht zufügen, da ihr Schnabel, wie der der übrigen Schnepfenarten, sehr weich ist. Viel Lärm um nichts!

Von seltener Anmut ist das Minnetreiben des Ringeltaubers, dem im zeitigen Frühjahr bemerkenswerte Flugspiele eigen sind. Er erhebt sich zu ansehnlicher Höhe, klatscht mit den Flügeln, breitet den Stoß fächerförmig und läßt sich mit hochgestellten Flügeln herabfallen. Auch die Stimme des Taubers ist zu dieser Zeit äußerst modulationsfähig. Das bekannte „Kuckuck“ des auf einem Ast verharrenden Freiers ist für den pirschenden Jäger Muße.

Wie sehr das Verhalten der Vögel während der Balz vom normalen Zustande abweicht, beweist auch das Gebaren des Kranichs. Gerade dieser Vogel, der doch sonst in allen Lebenslagen soviel Würde zeigt, gebärdet sich in der Minne geradezu nährisch. Er tanzt und springt um seine Erwählte, macht vor ihr eine Verbeugung nach der andern, rafft mit seinem Schnabel die verschiedensten Gegenstände auf, um sie dann emporzuschleudern. Unwillkürlich drängt sich dem Beobachter angesichts solchen Gebarens der Vergleich zwischen Mensch und Vogel auf. Wie stark vermag die Liebe das einzelne Geschöpf zu beeinflussen! —

Aberaus reich an spannenden Momenten ist die Balz unserer Waldhühner. Auch sie gehören zu den Arten, die sehr zeitig mit der Minne beginnen, zu dem Federwitze, das es dem Jäger angetan hat. Das eigenartige Minnespiel des Auerhahns in grauer Morgendämmerung, das lustige Treiben des Birkhahns, der die stille Heide weckt und das düstere Moor, gehören zu dem Eindrucksvollsten, was der junge Frühling beschert. — Wer je den auf einem Baum balzenden Auerhahn in Haltung und Gebaren beobachtet hat, wenn er mit vorgestrecktem Halse und hängenden Schwingen absonderliche Laute hören läßt, der wird dies Bild gewiß in der Erinnerung behalten. Die einzelnen Phasen dieses Minnespiels müssen dem pirschenden Jäger

völlig vertraut sein, will er an den balzenden Hahn herantommen.

Nicht minder interessant ist die Balz des Birkhahns, die ebenfalls seit alters zur Jagd auf diesen Moorritter genützt wird. Anderer Art ist sein Minnespiel, als das des Auerhahns. Der nach unten gerichtete Kopf mit dem feuerroten Mal über dem Auge, die gesträubten Halsfedern im blauen Schimmer, die gesenkten Schwingen in Schwarz, der zum Fächer gebreitete Stoß, die ganze Haltung und Farbpracht des „Spielhahns“ ist dazu angetan, den Blick zu fesseln. Und dazu kommen grotestk wirkende Sprünge und das Zischen, Fauchen und Kullern, diese absonderliche Balzmusik. Aber so leicht wie der Auerhahn macht der feurige Moorritter dem Jäger seine Aufgabe nicht. Ist er auch aufgelegt zu Spiel und Tanz, niemals büßt er die ihm eigentümliche Wachsamkeit ganz ein. Und die alte Waldweisheit, er hätte auf jeder Feder ein Auge, kennzeichnet trefflich den Argwohn des Spielhahns.

Von ganz anderer Art ist das Minnetreiben der Raubvögel. Der Flug, der Hochzeitsflug, ist das padendste Moment dieses an Eindrücken reichen Balzspiels. Die Adler, Bussarde, Falken, Milane, Weißen — sie alle schrauben sich mit ihrer Erwählten höher und höher hinauf, so daß sie dem Auge oft nur als winzige Punkte erscheinen. Jauchzend schallt ihr Ruf aus blauem Äther herab. Besonders auffällig sind hierbei die Flugleistungen solcher Vögel, die sich sonst durch keinen besonders sicheren Flug auszeichnen, um nur die Rohrweihe zu nennen. Wer diesen Schrecken der Sumpfwogelwelt nur von fernem, in geringer Höhe ausgeführten Beuteslug her kennt und ihn während des Hochzeitsfluges sieht, wenn er große Höhen erreicht, sich jääh herabstürzt, indem er sich mehrmals überschlägt, der weiß, zu welchen besonderen Flugleistungen ihn die Minne befähigt. Die ständig wechselnden Flugbilder, das jääh Fallen, das Sichüberschlagen, die immer enger werdenden Kreise, die verschiedenartigen Rufe — das sind charakteristische Merkmale des Hochzeitsfluges vieler von unsern flugsichern Luftkittern.

Den Eulen dagegen ist eine besondere Flugfähigkeit zu diesem Zeitpunkt nicht eigen; wohl aber zeichnen sie sich durch Reichtum an Lauten aus. Obenan steht der Uhu, unsere stillschweigende Großerule, deren wildes Hochzeitslied den noch winterfahlen Wald erfüllt.

Überall in der Vogelwelt zeitigt der Frühling in anmutigem Liebespiel der Gefiederten Bilder, die Lebenswillen bekunden. Was wäre das große Wechselspiel der Natur ohne das wunderbare Minnetreiben der Gefiederten!

Die Jasminduftende.

Eine japanische Teehausgeschichte.

Von Walter A. Perich.

Kap'n Hundertmark, von einer seiner vertauselten Reisen zurück, hatte mich zu ein paar handfesten Grogs eingeladen. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich: Habe ich Ihnen eigentlich die Geschichte vom „Dritten“ der „Trinitas“ aus Tokio einmal erzählt? Der Kapitän lag damals in der Nacht, Landurlaub sollte es auch geben, der „Dritte“, das Fledde, 'n eben zwanzigjähriger blonder Junge aus Flensburg, freute sich wie 'n Stint. Ich sag ihm: „Daß Sie mir keine Dummheiten machen! Hier unten gibt's das vertauselte Yoshivara. Die kleinen Japanerinnen da sind gar nicht mal zu verachten. Nehmen Sie sich in acht, Fledde!“

Er lacht nur und geht mit dem Steuermann an Land. Drei Tage später kommt eine Nachricht aus Hongkong. Es war wieder mal mulmig, die China-Auslässe machten so was Ähnliches wie Revolution. Ich bin ja gewiß keine Bangbü, aber als ich hörte, daß da richtig geschossen wurde, wartete ich lieber Drahtbefehl von der Meeresabteilung ab, eh ich Voldampf gab. „Warten“, hieß es im Antworttelegramm.

Zwei Wochen zu lange für das Fledde aus Flensburg. Ich hab's gewußt, daß er keine Nacht an Bord war, aber er machte den pünktlichsten Dienst. Na, wir alle sind ja mal jung gewesen. Na, zehn Tage sind kaum um, da steht das Fledde beim Appell. Der Steuermann zuckt die Achseln. Am nächsten Morgen kriegt ich es mit der Angst und hege den ersten und den Steuermann an Land. Sie kommen gegen Mitternacht zurück — keine Spur.

Am nächsten Morgen geht irgendwas Nymtoriges auf dem Deck vor, ich raus — gerade sehe ich noch ein japanisches Fischerboot abstoßen. Die Wache macht 'n bloßes Gesicht. Keim, nichts, sie hätten nur den Kerl, der so früh mit Sesse handeln wollte, von Deck geschmissen. Als ich wieder in die Kasse pendle, glaube ich beim Steuermann Unruhe zu hören — frage,

„Ach“, sagte eine verschlafene Stimme, „ich bin man bloß aus der Kasse gepurzelt.“

Mittags geh ich zum Konsul. Ja, man wolle tun, was man könne. Was das auf gut Deutsch heißt, weiß ein Seemann

la schließlich, also lichte ich am Nachmittag, beschlüssig einen halben Tag zu spät, die Anker.

Gegen Abend mache ich Spättrunde, da steht am Ped auf seinem Posten — Klas Hedde, mein Dritter, mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt. Das Gewitter hätten Sie erleben müssen, aber er steckt es ein und sagt keinen Mund. Als ich ruhig werde, erklärt er dies und das. Ja, kann ich nachprüfen, ob ihn die ver-
teufelsten Zapsen heimlich festgehalten haben und erpressen wollten?

Gerade will ich schlafen gehen, klopf es. Ich fluche wie der Leibhaftige, mache aber auf, und der Steuermann steht in der Tür. „Käp'n, wir haben eine Frau an Bord! Ich habe die nicht hereingeschleppt. Ich wußte es, gewiß, aber der Erste wußte es genau so gut, und Schuld hat der Dritte, dem gehört sie.“

Als ich zur Tür springe, hält er mich fest: „Käp'n Hundertmark“, sagt er, „machen Sie keine Geschichten! Der Erste und ich, wir sind gewiß 'n Paar vernünftige Kerle. Es ging nicht anders. Wir hätten niemals Klas Hedde heil nach Europa getriegt. Passen Sie mal ganz genau auf:

Der Junge, der Klas, blieb und blieb verwundet. Wir haben ihn gesucht, und richtig finde ich ihn im Yoshivara. Kann ich dafür, wenn unter all den bärren Japanesinnen eine herrliche kleine Puppe ist, mit Porzellanhänden und Augen wie gemalt? Sie hatte 'ne Laute und zupfte wie Limonade so süß, daß einem erwachsenen Mann ganz schummrig werden konnte. In die vergutete sich der Jung — unglücklicherweise sie sich auch in ihn; aber sie war noch ganz furchtbar jung und sollte irgend einem alten japanischen Finanzier einmal für ein Vermögen verkauft werden, wie es mit mittellosen Schönen dort ja üblich ist. Man bewachte sie strengstens vor jedem Zugriff, stellte sie aber gern als Kellameisfigur aus ...

Er hat sich auch wohl irgendwo im Teehaus versteckt, wurde mit der Jasminduftenden, so heißt sie, erwischt — und was tun die Kerle mit einem Dritten Offizier unserer Handelsmarine? Binden ihn ohne Respekt in einem Hinterzimmer an einen Bambuspfehl und an einen anderen die kleine Porzellanfigur. Die Herren Japaner waren außerordentlich höflich — man hatte ihnen geschäftlichen Schaden zugefügt, einen bestehenden Wert nach ihrer Meinung in Frage gestellt, dem Mädchen den Aufenthalt im Hause, das Warten auf einen greisenhaften Kröhus, vergällt. Dafür verlangten sie die Kleinigkeit von 20000 Yen, Auf durchaus geselliger Grundlage. Wir sollten das Geld liefern — dann könnten wir unseren Dritten wiederhaben, bei 10000 Yen mehr das Mädel ebenfalls.

Höflicher konnte kein französischer Marquis mit seinem Todfeinde verhandeln, als diese Herren mit uns. Um es kurz zu machen, ich erzählte den drei besten unserer Leute, was los war, und gestern nacht machten wir uns daran. Die Matrosen mußten sich im Teehaus Mädel suchen, wir hungerten im Dunkel, in einem Garten. Gegen Morgendämmerung gab es hinter den dünnen Mauern leise Stimmen — fünf Menschen traten aus dem hinteren Eingang: unser Dritter, die drei Leute und das kleine Japanermädel. Der Wächter lag betäubt auf der Matte, unseren Verliebten hatten wir in Freiheit — die Jasminduftende hätte sterben müssen, ließen wir sie zurück. Klas erklärte, er denke nicht daran, allein das Schiff zu betreten. Noch am selben Tage würde er sich auf dem Konsulat melden, trauen lassen — und dann könne ihm niemand verweigern, seine Frau auf der „Trinitas“ in seine Kabine zu bringen.“

Mag schmollt.

Eine heitere Kriminalgeschichte.

Von Otto Rander.

Jedesmal, wenn „Mag“ auf der Straße oder anderswo dem freundlich lächelnden Kriminalkommissar Tesh begegnet, verzieht sich sein sonst nicht unschönes Antlitz zu einer schmerzlichen Grimasse. Sie grüßen sich zwar, die beiden, aber nicht mit der betonten Herzlichkeit, die sonst im Verkehr zwischen Polizei und momentan nicht „gesuchten“ schweren Jungen üblich ist. Sie lästern beide den Hut und es ist gut, daß sich „Mag“ dann jedesmal schleunigst in eine Nebenstraße verdrückt, denn das lussigste Lächeln Teshs würde ihm durch Mark und Bein gehen.

Daß Mag, der einmal ein angesehenener und mit gewisser Ehrfurcht betrachteter Angehöriger der behördlich nicht kon-
fessionierten Kunst der Einbrecher und Geldschrankknader war, in die schiefe Stellung geriet, die auch den dümmsten Grünshnabel der Kunst ihm gegenüber die Nase rümpfen ließ, das kam so ...

Mag hatte sich vor Jahren auf „Textilien“ spezialisiert. Die großen Berliner Textilhändler hatten damals wirklich nichts zu lachen. Fast jede Nacht wurde in einem von ihnen eingebrochen und die Täter verrieten allenthalben eine her-
vorragende Sachkenntnis. Sie stahlen fast nur Sachen, die

sich leicht und rasch und mit erheblichem Gewinn veräußern ließen. In einer vertraulichen Besprechung beschloß damals der Verband der Textilhändler, sich von der Polizei über moderne Sicherungsanlagen beraten zu lassen und wandte sich zu diesem Zweck an die Polizei. Nach einigen Wochen waren in allen gefährdeten Betrieben ganz neuartige Sicherungen und Alarmanlagen angebracht. Einige der größten Häuser haben zudem geheime Alarmlingeln direkt zu den Polizeireviere legen lassen.

Der Zufall wollte es, daß sich Tesh an einem dieser Abende gerade auf einem der Polizeireviere aufhielt, um einen eben eingelieferten Häftling zu vernehmen, als eine der Alarmlingeln ertönte. Zwei Minuten später raste das Überfallkommando los, mit ihm Tesh, der bei solchen Gelegenheiten immer „dabei“ war. Und dann begann eine tolle Jagd durch alle Stockwerke des großen Kaufhauses, zwei der Einbrecher versuchten übers Dach zu entkommen und wurden von Kriminalbeamten verfolgt, ein dritter war abgesehen worden; ihm war vor allem Tesh auf den Fersen und jagte ihn von Raum zu Raum. Unten im Erdgeschoß schließlich gelang es Tesh, ihn zu stellen. Der Verfolgte war eben im Begriff, eines der Fenster aufzureißen und hinauszuspringen ...

„Halt!“, rief Tesh, „Sie brechen sich den Hals, Sie stürzen 20 Meter tief hinunter ...!“

Der Verfolgte starrte wild in die Nacht hinaus. Aber 20 Meter schienen ihm zu tief zu sein ...

„Na schön“, wandte er sich mürrisch an Tesh. Schmunzelnd legte der ihm die Handschellen an und übergab ihn einem herbeigeeilten Beamten. Dann winkte er dem Gefesselten noch einmal ans Fenster.

„Ein paar Monate Knast werden Ihnen überreizten Nerven gut tun“, sagte er. „Wenn Sie hier rausgesprungen wären, dann hätten Sie genau zwei Meter tiefer schönste weiche Gartenerde gefunden und ich hätte das Nachsehen gehabt.“

Das war der kleine Triad Teshs und er hatte „Mag“ immerhin, in Anbetracht seiner Vorstrafen, zwei Jährchen eingebracht.

Von diesem Erlebnis her rührt die kleine Verstimmung zwischen „Mag“ und dem Kriminalkommissar Tesh. Die Unterwelt aber hat sich seitdem geschworen, Tesh in solchen Situationen nie mehr etwas zu glauben.

„Es war unfair“, meinte Mag immer, wenn man ihm peinliche Fragen stellte.

Der Wächter.

Auf des Berges höchstem Gipfel hält er Wacht, der stolze Baum,

Unter ihm die Welt sich breitet wie ein visionärer Traum, Seine Brüder überraget mächtig, trugig der Gigant, Weitausladend seine Krone schattet das besonnte Land.

Viele Stürme bogen knirschend seine Äste, seinen Stamm, Unerkühnt steht der Wächter auf des Berges hohem Kamm.

Seine Brüder sind geborsten, sind versenkt vom heißen Föhn,

Neue Zweige zielestlicher strebt er auf zu blauen Höhn,

Seine Wurzeln, schon gelichtet, klammern sich wie Krallen ein

In das jäh zu Tale strebend eisenharte Felsgestein.

Sturm heult auf, gewaltig, lauernd: „Du auch, Riese, wirst bald mein,

Fortan will ich unbeschränkter Herrscher dieses Landes sein!“

Hingegeben dem Erzeuger beugt der Wächter tief sein Haupt: „Hat der Schöpfer alles Werdens meine Äste mir belaubt,

Bin ich, seine Wunder preisend, allbereites Instrument, Das nur seine weise Fügung, das nur seinen Willen kennt,

Bin ich Harfe seinem Odem, leih' ich Saite seinem Wind, Bin ich, fügsam seinen Wünschen, meines Schöpfers

Sterbend noch, als Lobeshymne, Todeschrei durch Täler gellt,

Wenn, nach seinem Hochbeschlusse, Gottes Art mich dereinst fällt!“

Maria-Theresia Adt.